Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 9

Artikel: Das Münster in Bern

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635296

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

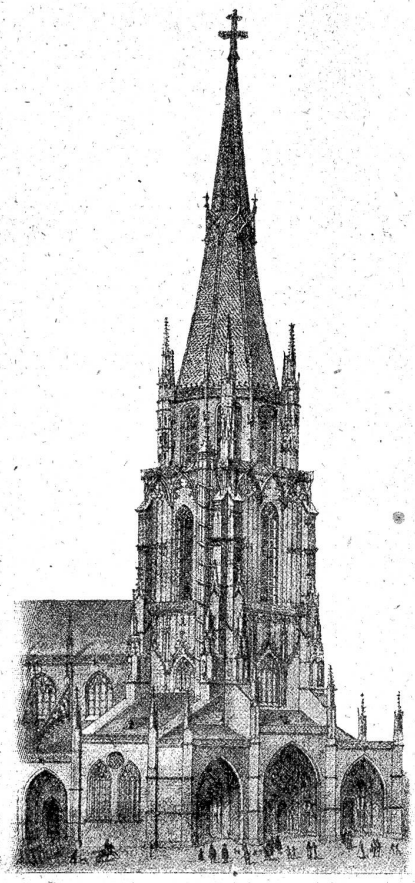
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Münster in Bern.

Zur 500. Wiederkehr des Tages der Grundsteinlegung.

I.

Am 11. März 1421 wurde der Grundstein zum Münsterbau gelegt. Diese Tatsache ist bezeugt durch die Ju-



Projekt des Münsterturm-Ausbaues von Werkmeister N. Sprüngli aus dem Jahre 1796, das zum Glück nicht ausgeführt wurde. (Originalplan im städtischen Bauamt Bern.)

stinger-Chronik und noch ausdrücklicher durch die von zwei Männern gehaltene Schriftrolle am Hauptportal, deren Inschrift lautet:

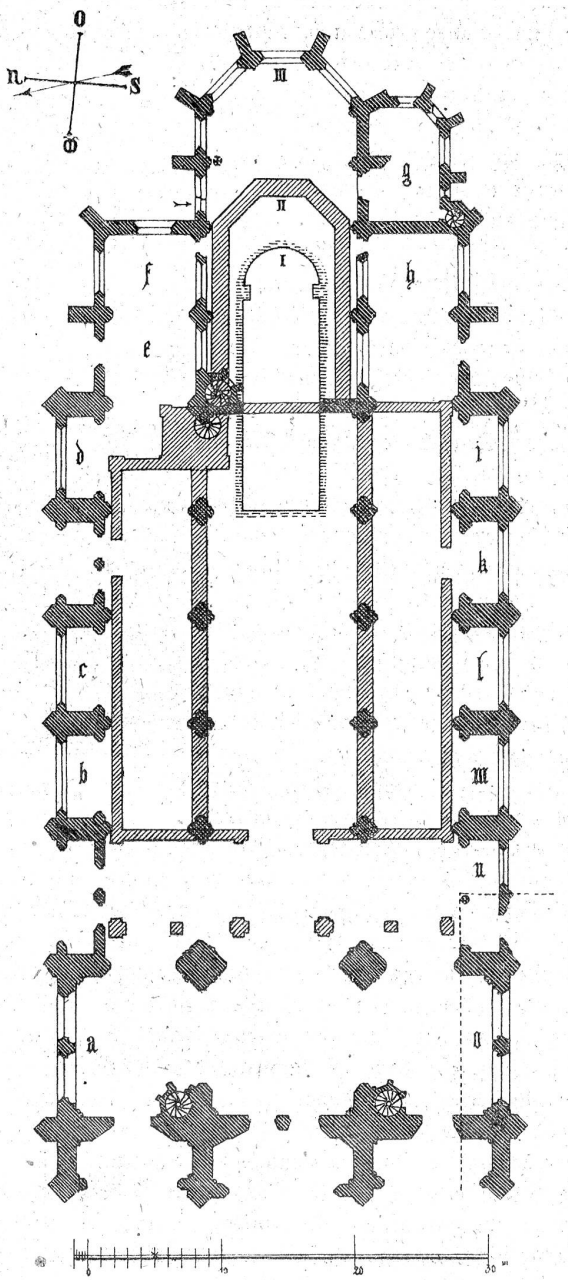
„In dem Jar der geburt
Christi MCCCGXXI an dem XI.
tag merczen ward der erste
stein geleit an dieser kilchen."

Es seien hier gleich noch zwei andere Daten in der Baugeschichte des Münsters genannt: Am 16. März 1598 beschloß der Berner Rat, mit dem damaligen Münsterbaumeister abzurechnen und den Bau der hohen Kosten und der schwachen Fundamente wegen nicht mehr weiter zu führen, und am 25. November 1893, morgens 10½ Uhr, wurde der Schlußstein des Helmes, wie wir ihn heute vor Augen haben, feierlich versetzt.

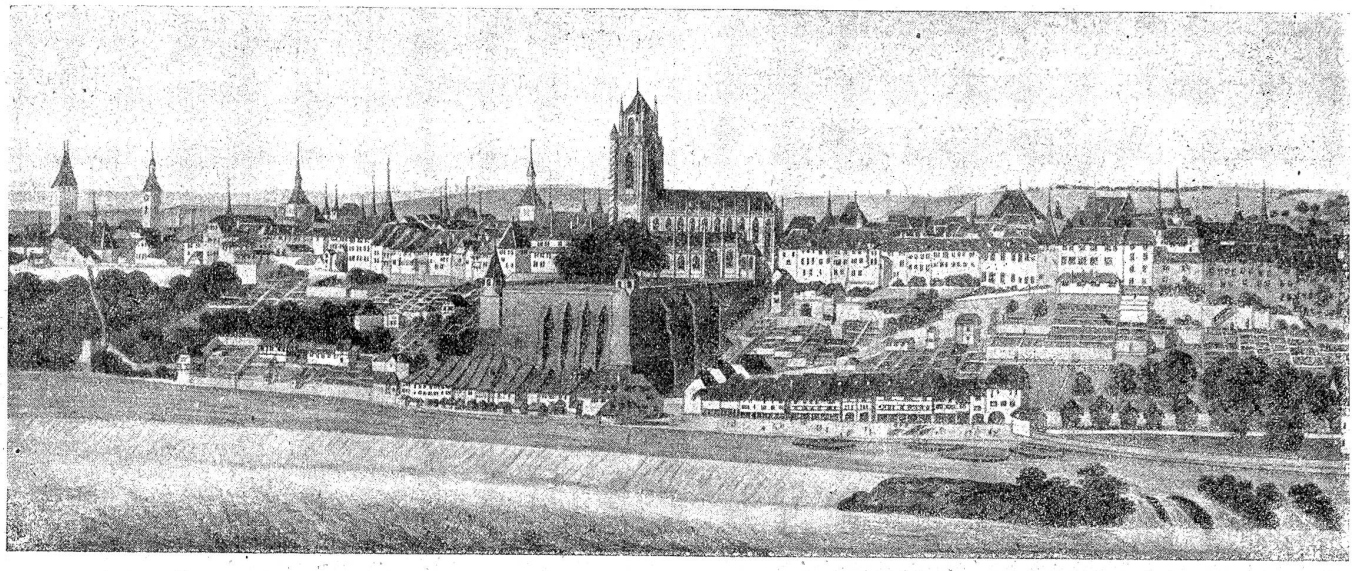
Man kann also in der Baugeschichte des Berner Münsters, die sich über fast fünf Jahrhunderte erstreckt, zwei unterschiedliche Epochen erkennen. Die erste zwischen 1421 bis 1598 umfaßt die Periode vom Beginn des Baues bis zu seinem vorläufigen Abschluß mit dem flachen Zeltdach auf dem niedrigen Achteckstumpf. Die zweite betrifft die Periode des Stillstandes bis zum Wiederaufleben des Aufbaugedankens anfangs der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts und bis zum vollendeten Ausbau 1893. Daß damit die Geschichte des Münsterbaues noch nicht abgeschlossen ist, sagen die Baugerüste, die heute noch am Münster zu sehen sind.

Wir Menschen des 20. Jahrhunderts und Bürger der „Großstadt" nehmen im allgemeinen die Tatsache, daß Bern ein Münster hat ähnlich wie Ulm und andere deutsche Städte mit Gleichmut auf. So selbstverständlich ist aber diese Sache nicht. Bern mochte ums Jahr 1421 herum etwa 4500 Einwohner gezählt haben, also ungefähr halb so viel wie heute Thun oder Burgdorf. Was würde man aber heute dazu sagen, wollten diese Orte einen annähernd so mächtigen Bau beschließen? Bringt man dazu noch die technischen Schwierigkeiten in Berechnung, die vor 500 Jahren der Ausführung eines solchen Bauplanes entgegenstanden (mangelhafte Transportmittel zur Herbeischaffung des Baumaterials, unvollkommene Werkzeuge usw.), so ermißt man leicht den kühnen Mut und die große Willenskraft der Berner aus dem Jahre 1421.

Man kann sich die psychologische Situation des Gründungsjahres wie folgt zurechtlegen:



Grundriss des Berner Münsters: I. Erste Kapelle von 1191; II. Leutkirche, erbaut 1276; III. Münster angefangen 1421. Die Buchstaben a bis o bezeichnen die Kapellen vor der Reformation (s. Text).



Das Berner Münster um 1650 von der Südseite. Kopie nach Kauw.

Die Berner hatten damals ihr Staatsgebiet in gewissem Sinne zum Abschluß gebracht und konsolidiert. Der Kampf mit dem Adel der näheren Umgebung war mit dem Kyburger- und Sempacherkrieg zu ihren und der Eidgenossen Gunsten entschieden. Seit 1415 besaßen sie als gefestigtes Eigentum den österreichischen Aargau bis hinunter nach Brugg. Kaiser und Papst verschmähten es nicht, in Bern zu Gast zu sein; als Kaiser Sigismund 1414 auf seiner Durchreise von Italien her in Bern abstieg, da rühmte er später „offenlich (öffentlich), daz im in keiner richsstat me eren und wirdikeit nach aller ordnunge erbotten were, denne ze berne." Solcher Ruhm muß das Selbstgefühl der Berner gewaltig gehoben haben, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie ihre Stadt mit andern Städten der deutschen Gaue verglichen und dabei auf den Mangel eines schönen und geräumigen Gotteshauses stießen, dem abzuhelfen nun das Ziel ihres Ehrgeizes wurde.. Tatsächlich waren ihre kirchlichen Verhältnisse prekäre. Seit ihrem Anfang besaß die Stadt ein Gotteshaus, erst eine kleine Kapelle, dann seit 1276 die Leutkirche, die aber nach Aussage des Chronisten bereits zu klein und baufällig geworden war. Diese Verhältnisse mögen den Münsterplan gefördert haben. Gewiß haben auch kirchenpolitische Gründe die Berner in ihren Bauabsichten bestärkt. Wir wissen, daß der Bau wider den Willen der Adeligen und sehr wahrscheinlich der Deutschritter in Köniz, der Kirchenherren der Stadt, von der Bürgerschaft durchgesetzt wurde. Es war damals ein frischer demokratischer Zug in die Städte-Bürgerschaft gefahren. Die Kriegserfolge der jüngsten Vergangenheit machte sie selbstbewußt auch gegenüber der adeligen und kirchlichen Bevogtung. Wenn früher die Kirchenbauten eine Angelegenheit der Prälaten und hoher weltlicher Herren waren, so wollte nun die Bürgerschaft ihr eigenes Gotteshaus haben. Die Klöster, denen in besseren Zeiten hohe Rechte über Land und Städte vergabt worden waren, waren längst nicht mehr auf der Höhe ihrer Aufgabe. Mit raschem Zugreifen entriß die Stadt z. B. dem Kloster Interlaken ein Hoheitsrecht um das andere. Auch die Deutschritter in Köniz waren so ziemlich „auf den Hund" gekommen; doch wurden ihre Rechte vom Kaiser beschirmt, und Bern konnte sich so rasch nicht emanzipieren. Eine Kirche, die sie selbst erbaut, mußte die Berner diesem Ziele wesentlich näher führen.

Das Vorbild der in Ulm und Eßlingen entstandenen Münster mag den Bernern vorgeschwebt haben. Man kann dies schließen aus dem Umstande, daß sie den Sohn des berühmten Münsterbaumeisters Ulrich Ensinger von Ulm als Baumeister für ihr Münster beriefen. Der 25jährige Mathäus Ensinger nahm den Ruf an.

Der Bau wurde also 1421 begonnen und zwar rings um die damals bestehende Leutkirche herum, die erst abgebrochen wurde, als man die neue Kirche einwölben wollte. Ensinger wirkte als Werkmeister am Bau bis zirka 1448. Er führte das Chor bis etwa auf die Höhe der Gewölbeanfänge empor; unter ihm entstanden auch die meisten der Seitenkapellen. Unsere Abbildung auf Seite 102 zeigt den Grundriß des Münsters (III) mit dem der ersten Kapelle (I) und dem der alten Leutkirche (II) und den Seitenkapellen der katholischen Zeit. Für die Kosten dieser Seitenkapellen, zum mindesten ihres Ausbaues, kamen einzelne Zünfte oder Familien auf; darum trugen sie auch deren Namen: a) Gerbern- und Pfisternkapelle, b) Zwölf Apostel- oder Schopfer-Kapelle, c) St. Vinzenzen-, Bulzinger- oder Metzgern-Kapelle, d) St. Anton-Krauchtal- oder v. Erlach-Kapelle, e) Bubenberg-Kapelle, f) der vier Gekrönten- oder Steinmetzen-Kapelle, g) Sakristei, h) St. Georg- oder v. Roll-Kapelle, i) St. Jost- oder Brüggler-Kapelle, k) U. L. Frauen- oder Lombach-Kapelle, l) St. Christoffel- oder v. Dießbach-Kapelle, m) Hl. Drei Könige- oder Ringoldingen-Kapelle, n) St. Georg- oder Schützen-Kapelle, o) St. Johannes- oder v. Erlach-Ligerz-Kapelle. (Nach v. Rodt „Bernische Kirchen".)

Das Bestehen einer alten Kirche, die geschont werden mußte, weil sie das einzige Gotteshaus der Stadt war, erschwerte Ensinger seine Arbeit. Mehr noch mußte ihn der Mangel an Baumitteln gehemmt haben. Hatte die Stadt wieder Geld aufgebracht, so baute er am Turm und am Chor, flossen Subsidien aus privaten Kassen, so baute er an den Seitenkapellen.

Dieser Geldknappheit mag man die Hauptschuld beimessen dafür, daß die Turmfundamente nicht stark genug angelegt worden sind, wie sich das später zeigte. Ensinger verließ Bern, bevor der Bau zu einem Abschluß gebracht worden war. Er wurde 1451 als Nachfolger seines Vaters zur Leitung des Münsterbaues nach Ulm berufen. Die magere Besoldung und seine mißlichen Eheerlebnisse mögen ihm das Scheiden von Bern recht leicht gemacht haben.

Von seinen vielen Nachfolgern seien nur die bedeutendsten erwähnt. 1483 wurde Meister Erhardt Küng zum Münsterbaumeister ernannt, nachdem er während vieler Jahre vorher schon als Bildhauer am Bau mitgewirkt hatte. Eine Chronikstelle bezeugt ihn als Schöpfer des „Jüngsten Gerichts" am Hauptportal. Unter ihm tritt das fatale Ereignis auf, das den Bau des Turms um Jahre ver-

zögerte und seinen Ausbau nach Jahrhunderten noch in Frage stellte. Es zeigten sich (1493) Risse in den Turmmauern, die von einer Absenkung im Fundament herrührten.

Schlussstein aus dem Münster-Chorgewölbe. Das Gewölbe zeigt deren 87; sie stellen ein jeder eine menschliche Figur dar, d. h. die im katholischen Bern verehrten Heiligen mit ihren Insignien.

Unter verschiedenen Malen ließ man sich über die Beseitigung des Fehlers Expertisengutachten fremder Werkmeister ausstellen. Diese rieten das Einbauen eiserner Balken in die Mauern; sie sind heute noch zu sehen.

Im Jahre 1501 wurde der Bau von Erhardt Küng wieder aufgenommen. Als Bildhauer von Beruf richtete Küng seine Aufmerksamkeit auf das Fialenwerk und die Strebebögen, die denn auch durch ihren Reichtum an Formen auffallen. Gleichzeitig, d. h. schon von 1479 an unter verschiedenen Anläufen wurde an der Vergrößerung und Verstärkung der Plattform — ehedem ein Friedhof — gearbeitet. Die Bauern der umliegenden Dörfer wurden zu Steinfuhren aufgeboten. Der Ostermundiger Sandsteinbruch lieferte das Material für die Stützmauern. Die Baugelder brachte der Rat in jener Zeit hauptsächlich durch Ablässe auf, die sie vom Papst erwirkten, wie man heute etwa die Erlaubnis zu einer Baulotterie erwirbt. Dazu flossen in jenen Jahren die Geschenke, Stiftungen und Vergabungen in reicher Menge.

Seit 1505 wirkt neben dem alten Küng als zweiter Werkmeister Peter aus Basel. Unter ihm wurde 1516 das Chor eingewölbt. Die Bemalung mag unter Niklaus Manuels Leitung vor sich gegangen sein. (Nach v. Rodt.)

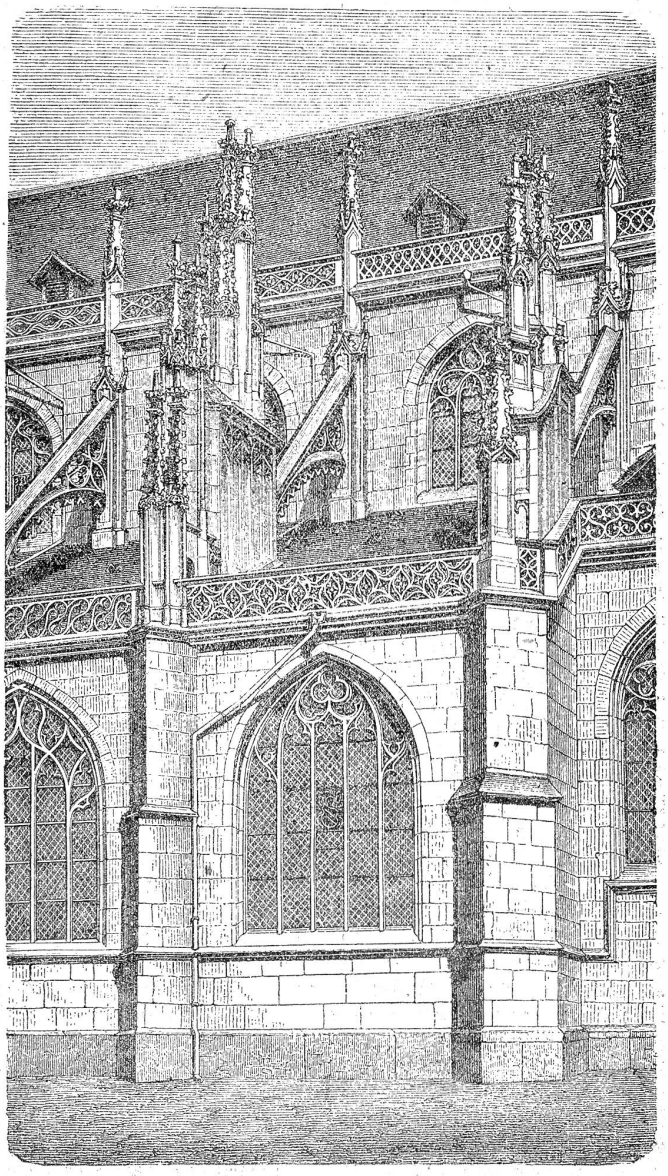
Nachfolger Peters war 1520 der Werkmeister Peter Pfister von Biel. Unter ihm wird das untere Achteck vollendet. In diesem Stadium mag Zwingli den Münsterbau gesehen haben, als er 1528 nach Bern zur Disputation kam. Die Reformation hat dem innern Ausbau des Gotteshauses natürlich schweren Abbruch getan. Die Heiligenbilder und Altäre wurden aus den Kapellen entfernt, nicht einmal eine Orgel wurde geduldet. Unnützer Zierrat wurde entfernt; so erklärt sich auch der Mangel an Skulpturen an den Säulen und andern Bauteilen im Innern der Kirche.

Im Januar 1573 wurde unter dem aus Basel berufenen Werkmeister Daniel Heintz I die Einwölbung der Kirche begonnen; im September war sie vollendet. Sofort wurde auch die Bemalung der Decke vorgenommen. 1576 beschädigte ein Blitz den Turm. Ein Werkmeister mit Gesellen mußte die „Prästen" reparieren. Nach dem Tode des Daniel Heintz wird dessen Sohn Daniel Heintz II Werkmeister am Münster. Er legt die letzte Hand an den Turm, wie er bis zum Helmausbau dann aussah.

Es folgten nun drei Jahrhunderte des Stillstandes, während welcher man nur die nötigen Reparaturen ausführte.

Um die Mitte des ~~18.~~ 19. Jahrhunderts regte sich bereits die Idee, den Turm fertig zu bauen. Dr. Stanz' „Münsterbuch", das 1864 entstand, belebte diesen Gedanken. Das erlösende Wort sprach im Jahre 1878 in einem Vortrag im Rathaussaal Professor Ferd. Vetter. Er regte die Gründung eines Münsterbauvereins an. Dieser Verein nahm die Angelegenheit energisch in die Hand. Er holte sich Gutachten über die Fundamentverstärkung und äufnete den Baufonds. 1889 wurde nach den Plänen von Prof. Aug. Beyer, Münsterbaumeister in Ulm, unter der Bauleitung von Architekt August Müller in Bern der Ausbau begonnen. Dem Verein standen außer dem Vereinsvermögen von Fr. 74,000 Subskriptionen von Fr. 305,000 zur Verfügung.

Zuerst wurden mit einem Kostenaufwand von Fr. 78,000 die Fundamente verstärkt; dann wurde der Helm in An-



Das Strebepfeilersystem an der Südfassade des Münsters. Man beachte das edle Maßwerk der Fenster, die schlanken Türmchen (Fialen) und die Strebebogen, die für den gothischen Stil charakteristisch sind.

griff genommen. Man verwendete dabei Gubel-Menzingerstein, für die feineren Partien Oberkirchner-, im Innern auch St. Margarethen- und Ostermundinger-Sandstein. Der Ausbau kostete rund Fr. 420,000. Am 25. November konnte der letzte Stein der Kreuzblume gesetzt werden. (Schluß folgt.)

Quellen obiger Darstellung: Dr. B. Haendke und A. Müller, „Das Münster, Festschrift zur Vollendung der St. Vinzenzkirche", und Ed. v. Rodt, Bernische Kirchen, beide Werke im Verlag A. Francke erschienen. Diesen beiden Werken entstammen auch die Klischees auf Seiten 102 und 104.

Allerlei Inschriften und sonstige Kuriosa.

Von Bergingenieur L. Rosenthal (Basel).

An den Außenwänden oder im Balkenwerk alter Häuser, in ihren Wohnräumen, Trinkstuben, an steinernen Torbogen oder Grabsteinen, liest man oft wunderliche, meist gereimte Denk- und Sinnsprüche, Betrachtungen aller Art, bald ernst, bald launig, denen aber nicht selten tiefe Lebenswahrheiten zugrunde liegen.

Von den Hausinschriften, mit denen wir uns zunächst befassen werden, dürften einige schon dem Leser bekannt sein, nichtsdestoweniger aber wollen wir sie zu Nutz und Frommen derer, die sie hier zum ersten Male erblicken, nicht weglassen. Und wer von ihnen weiß, frischt dadurch vielleicht gern seine Erinnerung auf.

In den niedersächsischen Landen, wo fast immer das große Scheunentor den Eingang zum Hause bildet, zeigt der obere, leicht gekrümmte Balken des ersteren meist nur den Namen des Erbauers und Besitzers nebst dem seiner Eheliebsten. Unzähligemal wiederholt sich da derselbe Satz, z. B.: „Jürgen Knippscheer und seine Ehefrau Fieken*), geb. Voß, haben Gott vertraut und dieses Haus gebaut A. D. 1684." Namen und Jahreszahl lauten natürlich jedesmal anders. — Auf Originalität kann diese stereotyp wiederkehrende Kundgebung selbstredend keinen Anspruch machen. Aber hie und da findet der Wanderer auch sinnige Spruchweisheiten in den Tor- oder Mittelbalken der Häuser eingeschnitten. Gewiß ist es keine alltägliche Plattheit, wenn es da heißt:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Schon vor mir war ein andrer drein,
Nach mir wird wieder ein andrer sein,
Wie kann ich sagen: Das Haus ist mein." —

Oder wenn ein dörflicher Faust philosophiert:

„Ich komme, weiß nicht woher —
Ich gehe, weiß nicht wohin —
Verschlossen bleibt mir des Lebens Sinn,
Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin."

Wieder ein anderer bemerkt:

„Wer sein Haus baut an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen.
Der eine betracht's,
Der and're acht's,
Der Dritte belacht's,
Der Vierte veracht's.
Was macht's?"

In Gröbming, einem obersteirischen Städtchen, sah ich an einem Hause eine Malerei, die obwohl schon alt, doch von dem bäuerischen Künstler ganz nach Art der heutigen Futuristen und Kubisten an die Wand gepinselt war. Einfach scheußlich. Man erblickte da den heiligen Florian, den Schutzpatron gegen Feuersnot, wie er einen Eimer voll Wasser auf ein brennendes Haus gießt. Darunter standen die Worte:

„Heiliger St. Florian,
Du kreuzbraver Mann,
Verschone unsere Häuser,
Zünd' andere dafür an."

Recht christlich gedacht. Ein Menschenkenner aber war der, welcher über den Eingang seines Hauses das Sprüchlein setzen ließ:

„Allen, die mich kennen,
Denen gebe Gott, was sie mir gönnen."

Nun zu den Trinkstuben. Im Ratskeller zu Lübeck sieht der Besucher ein mittelalterliches Wandbild, das ihm zeigt, wie ein paar ehrwürdige Matronen die junge, tiefverschleierte Braut dem fröhlich entgegenhüpfenden Bräutigam zuführen. Darunter steht zu lesen:

„Manniche Mann lude singt,
Wenn man em de Brud bringt.
Wenn he wüßte wat man em brochte,
He woll lieber weenen mochte."

In einer andern Trinkstube Norddeutschlands (Hildesheim) lehrt uns ein Verslein:

„Ob Rittersmann, ob Lanzenknecht,
Ein jeder gern sein' Schoppen stecht."

Nach bayerischer Art derb und gewiß aufrichtig gemeint ist die Mahnung im Kapferbräu zu Murnau:

„Spritz' nit so viel, du Schuft!
Bier will ich, doch nit Luft."

Das dürfte heutzutage fast überall stehen. Sind doch die „Feldwebelhorten" oft so bedeutend, daß sie nahezu das obere Drittel des Glases einnehmen.

„Maß halten ist schwer", liest man unter einem Bilde in einem Münchener Bräuhaus, das uns eine Kellnerin zeigt, die in jeder Hand fünf Maßkrüge hält.

(Fortsetzung folgt.)

*) so viel wie Sophie.

Das Zauberwort.

Im Hintergrund der Szene wartet schweigsam der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Harding, sieht gelassen zu, wie Europa sich den Kopf zerbricht und ratlos über die Verteilung der Wiedergutmachungskosten sich streitet. Er läßt die Streitenden warten, bis die Verhandlungen dort angelangt sind, wo sie schließlich anlangen müssen: Bei der Einsicht, daß kein Land mit dem Bleigewicht überspannter Verpflichtungen existieren kann, daß in keinem Lande Arbeit geleistet werden kann, wenn der Ertrag an die fremden oder eigenen Parasiten abgeliefert werden soll, und daß, wenn ein einziges der unter sich solidarischen Wirtschaftsgebiete unter solchen Lasten erstickt, auch die andern ersticken. Parasiten, das sind all die sichtbaren und unsichtbaren, anonymen und bekannten wirtschaftlichen Kräfte, die rein negativ wirken: Die aussaugende Kraft des eigenen Staates, der Mittel zur Erhaltung von Kriegskrüppeln, wuchernder Bürokratie und unmäßigen Zahlen von Armen, Entkräfteten und Arbeitslosen benötigt, die aussaugende Kraft fremder Staaten, die Guthaben und Zinsen eintreiben wollen — seien es Kriegsanleihen oder Kriegskontributionen, es kommt auf eins heraus — schließlich die aussaugende Kraft großer Teile des Volkes, die entweder ihre Arbeitskraft verknappen oder Spekulationsgewinne oder arbeitsloses Einkommen anderer Art entziehen. Diese den Wirtschaftsorganismus lähmenden Parasiten, die wie schleichende Gifte wirken, gilt es zu entfernen; gelingt es, dann ist die Zukunft gesichert. Gelingt es nicht, so wird das Siechtum weitergreifen, bis es in einer akuten Krankheit ausbricht.

Der deutsche Außenminister Simons ist mit seiner Delegation, 55 Personen stark, abgereist. „Fest bleiben!" schrien ihm die Berliner nach. Er blieb bis jetzt vor allem den fremden Journalisten gegenüber fest, denen er auch kein Wort der deutschen Gegenvorschläge verriet. Er wird sie in London mündlich vorlegen. An die Oeffentlichkeit gelangte